

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg., excl. Postgebühren.

Redaktion: Tauchaer Str. 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 3721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die halbspaltige Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg. für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im Voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Str. 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertage geschlossen.

Die Yankees.

* Leipzig, 15. Februar.

Wenn der Zar den französischen Boden betritt, dann herrscht fieberhafte Aufregung unter der französischen Bourgeoisie. Dieselbe Klasse, welche die Vollstreckerin des Testaments der großen Revolution und die geistige Erbin Diderots und Voltaires sein will, erschöpft sich in Loyalitätsbezeugungen vor dem Selbstherrscher aus dem Osten. Die „Enkel Washingtons“ drüben in der großen Bundesrepublik von Nordamerika sind aus größerem Stoff, als die beweglichen, fein organisierten Franzosen. An historischen Traditionen fehlt es ihnen fast ganz; die Geschichte ihres Gemeinwesens hat erst begonnen. Aber sie sind ob des Besuchs des Prinzen Heinrich nicht weniger in Aufregung, als die Franzosen bei einem Barenbesuch; die Vorbereitungen, die sie zum festlichen Empfang des Hohenzollernsprösslings treffen, sind kolossal, echt amerikanisch, dem Yankee-Prozentum angemessen, wobei mancher Humbug mit unterlaufen mag. Die „Gleichheitsflegel“, von denen Heine sagte, daß sie „ohne König regeln“, sind aus der großen Republik verschwunden, die zwar mit ungehörter Anstrengung die Regerklaverei abgeschafft, dafür aber eine Klassenherrschaft eingerichtet hat, die an Härte manches andere Land in Schatten stellt. Wenn der alte Goethe meinte:

Amerika, du hast es besser
Als unser Kontinent der alte,
Hast keine verfallenen Schlösser
Und keine Bastille —

so haben die Nordamerikaner die „Romantik“ des Junkertums, die uns so viel zu schaffen macht, allerdings nicht verstanden müssen. Aber „Bentpolitiker“ und Schröpfer der Armut giebt es drüben in Masse, und sie sind nicht weniger schlimm als bei uns. Man denke an die Stahl-, Eisen-, Kohlen- und Petroleumbarone und an die Kornverleger von drüben mit ihren Dingen und ihrer Preistreiberei, und man kommt dahin, sich zu überzeugen, daß der arme Mann es in dem „freien“ Lande drüben kaum besser hat, als bei uns. Wer da drüben im Kampf ums Dasein einmal unter die plumpen Füße der Yankees getreten worden, der kommt so leicht nicht wieder empor; der „Tramp“ muß meist Tramp bleiben, auch wenn er den besten Willen hat, sich wieder emporzuarbeiten.

Aber, wird man einwenden, die große Union ist wenigstens kein Militärstaat. Ihre innere Entwicklung wird nicht vom Militarismus gehemmt:

Das ist es, was uns anregt, eine Betrachtung an die Reise des Prinzen Heinrich zu knüpfen, da wir sonst nur aus besonderen Gründen uns mit fürstlichen Reisen beschäf-

tigen. Wir überschätzen nicht den Einfluß einzelner Personen auf den Gang der Dinge; wir wissen, daß die Geschichte ihre gemeinsamen Wege hat. Aber dieser Prinzenbesuch und dieser Empfang sind ein Symptom einer Erscheinung, die wir schon lange beobachtet haben; in der inneren und äußeren Politik der nordamerikanischen Union vollzieht sich eine bedeutende Wendung.

Als die Volkserhebungen von 1848 und 1849 in Europa niedergeworfen waren und eine siegreiche Reaktion die spärlichen Freiheitsblüten aus dem „Völkerfrühling“ schonungslos zertrat, da wandten die Freiheitsfreunde ihre Blicke nach dem Westen. Dort, sagten sie, liegt die bessere Zukunft. Wenn das alte Europa unter dem Gewicht seiner eigenen Klassen- und Militärherrschaft in sich zusammengebrochen sein wird, dann wird über dem Meer eine große, herrliche Republik entstanden sein mit „Bildung, Freiheit und Wohlstand für alle“.

Es ist etwas anders gekommen. Die Staatsform, an die sich die Begründer dieses Gemeinwesens so streng hielten, hat heute viel von ihrer Bedeutung verloren. Wenn innerhalb einer Republik eine solche Ausbeutung und Klassenherrschaft möglich ist, wie in Nordamerika — was bedeutet sie dann für den Besitzlosen, dem sie eine nährende und schützende Mutter sein sollte?

Eine Monarchie wäre heute — unserer unmaßgeblichen Meinung nach — in Nordamerika nicht mehr so unumgänglich. Es ist doch auch kein Zufall, daß die neue Richtung, die drüben aufgekommen ist, Imperialismus genannt wird. Der Herr Czolgosz, der den Präsidenten Mac Kinley erschoss, war sich keineswegs klar über die Folgen seiner Unthat. Sonst hätte er sie wahrscheinlich unterlassen.

Der „raube Reiter“, den die Vorkügel an die Spitze des großen Gemeinwesens getragen hat, tastet nur noch vorwärts, aber er ist doch der Träger jener Richtung, die aus der Union einen Militärstaat machen will.

Mit den Traditionen der guten alten Zeit wird eben Stück für Stück gebrochen; die politische Freiheit, die früher ein untastbares Heiligtum und der Grundpfeiler des ganzen Gemeinwesens war, soll eingeschränkt werden durch Anarchisten- und Einwanderungsgesetze, die von europäisch-polizeilichen Geistes erfüllt sind.

Nicht ein neues, junges, freies Amerika tritt in Gegensatz zu dem alten mit Lasten überbürdeten Europa — das junge Amerika schiebt sich an, das alte Europa nachzuahmen. Welch eine seltsame Wendung!

Die Yankees haben natürlich den gleichen Expansionstrieb wie die herrschenden Klassen der europäischen Länder; sie wollen sich bei der neuen Aufteilung der alten Welt auch ihren Anteil holen.

Sie wollen von der Staatsmacht Gebrauch machen, die in ihren Händen liegt; sie wollen erobern und kolonisieren, sie wollen „Plätze an der Sonne“ und neue Absatzgebiete.

Die kubanischen Wirren boten eine schöne Gelegenheit, diesen Drang zu bethätigen. Unter dem Vorwand, aus Menschlichkeit dem von spanischen Blutthunden zerfleischten Kuba zu Hilfe zu kommen, griffen die Yankees Spanien an und verlegten diesem alten, innerlich verfaulenden Reich einen tödlichen Stoß. Spanien verlor seine Kolonien.

Nach dem Siege geschah, was einsichtige Leute vorhergesehen hatten — es erhob sich der Ruf nach Vermehrung der Flotte und Schaffung eines stehenden Heeres nach dem Vorbild der europäischen Militärstaaten. Das wird auch nicht ausbleiben; es kommt von selbst mit der Expansionspolitik.

Auf den Philippinen wird inzwischen weiter gekämpft; die Selbständigkeit soll den Philippinern so wenig gegönnt werden, wie unter spanischer Herrschaft. Und die Behandlung, welche die um ihre Freiheit kämpfenden Eingeborenen von den Bürgern der großen Republik erfahren, gleicht sehr der Behandlung, welche die Engländer den Buren angedeihen lassen.

Mit der friedlichen Entwicklung im Norden Amerikas ist es wohl vorüber. Eroberungsdrang und Ehrgeiz, Goldgier und Spekulation werden bald die Union dazu drängen, ihre Grenzen nach Süden zu vorschleichen. Der „raube Reiter“ ist ganz der Mann, so etwas zu unternehmen.

Mit dem Militarismus zieht dann auch der bewaffnete Friede und die unaufhörliche Kriegsgefahr in Nordamerika ein.

Diese Entwicklung der Dinge hätte vor einem Jahrzehnt niemand ahnen können; sie ist plötzlich und überraschend gekommen.

So wandelt der Kapitalismus die Welt um; er gestaltet das neue Amerika zu einer Karikatur des alten Europa, indem er die Union zu einem Militärstaat macht.

Hoffentlich wird aus der amerikanischen Arbeiterwelt der entsprechende Gegenstoß auf diese militaristische und imperialistische Wendung kommen.

Politische Hebersticht.

Die Konspiration der Diplomaten.

Der allerneueste diplomatische Skandal lenkt wieder einmal die öffentliche Aufmerksamkeit auf das moderne Völkerverwehen in den verschiedenen Hauptstädten der mehr oder weniger zivilisierten Staaten. Ursprünglich und äußerlich dazu bestimmt, diplomatische Vertretungen der Großmächte in den Hauptzentren der politischen Welt zu sein, sind die Botschaften durch ihre weitgehenden Vollmachten und ihre nicht immer sehr reinlichen

sogar ein paarmal ausgefahren, um Gehöfte zu besuchen, die er nie im Leben zu kaufen beabsichtigt hatte, da das Familiengehöft in Lindenberg das einzige irdische Gut war, an dessen Besitz ihm etwas gelegen war. Aber er ließ sich in Stall und Scheune herumführen, schätzte den Viehbestand ab und untersuchte die Qualität des Bodens. Worauf er sich das Gehöft „an die Hand geben“ ließ, mit der Familie zu Mittag aß und wieder heimwärts zog.

Der kleine Emanuel war jetzt ganz allseitlich. Die verflochtenen fünfzehn Jahre der Sorge und Erniedrigung nahm er als „Prüfung“ hin, die ihm Gott auferlegt hatte, um durch Zucht und Härte die Stunde der Erfüllung noch leichter und strahlender zu machen. Und er war Gott in seinem Herzen wirklich dankbar wie ein Kind, dem ein strenger aber liebevoller Vater endlich den einen brennend und lange gehegten Wunsch erfüllt hat. Und wie ein Kind lebenswürdiger und unangänglicher wird, wenn man ihm seinen Weg sonnig macht, so kam auch jetzt all das Gute und naive Liebenswürdige hervor, was bisher auf dem Grunde von Emanuels Seele geschlummert hatte. Seine Brust schwellte bei dem Gedanken, sich mit der ganzen Welt zu versöhnen, allen die Hände zu drücken und ihnen freundliche, scherzende Worte ins Ohr zu flüstern.

Die Stadt aber fand ihn nur noch lächerlicher in seiner strahlenden Siegesfreude und seinem naiven Selbstgefühl.

Sie zeigte heimlich mit den Fingern auf ihn und lächelte laut hinter seinem Rücken. Thomsen aber sah und hörte nichts, so erfüllt war er von sich selber und von der großen, wunderbaren Gnade, die Gott der Herr ihm hat widerfahren lassen. Dem er schrieb alles dem lieben Gott zu: „Daß man einer solchen Barmherzigkeit würdig

Seuilleton.

Manuskript verboten.

Die leibhaftige Bosheit.

Roman von Gustav Wied.

Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

Aber die ganze Stadt sprach auch von nichts anderem als von der Familie Thomsen. Wenn Manuel sich wie ein Taschentuch in seinem guten Cheviotanzug, der jetzt für alltags herabgesetzt war, durch die Südstraße bewegte, wühlten sich alle Adenthiiren mit Sandlungsgelhilfen und gegen alle Fensterscheiben preßten sich flachgedrückte Nasen. Ihn genierte das wenig oder gar nicht; die alte Mutter Karen dagegen wagte kaum, sich auf der Straße blicken zu lassen, und sie litt die schrecklichsten Qualen, ehe sie sich zum Krämer oder zum Bäcker hineinwagte, um ihre Einkäufe zu machen. Die Kleider wurden ihr von den Frauen und Mädchen, die sie mit gierigen Händen an sich zogen, um sie auszufragen, fast vom Leibe gerissen: „Haben Sie den Mühlenhof gekauft?“ „Wollen Sie den Mühlenhof kaufen?“ „Haben Sie das Geld geerbt oder haben Sie es verdient oder haben Sie es gewonnen?“ „Wieviel Geld haben Sie geerbt oder verdient oder gewonnen?“ Die arme Frau kam ganz zer schlagen an allen Gliedern und ganz wirr im Kopf nach Hause, beinahe als habe sie Karussell gefahren, in dem Maße wurde sie von den teilnehmenden Leuten maltraktiert.

Aber daheim im Sofa in der Hinterstube saß Manuel, das eine Wein großfürstenmäßig über das andere ge-

schlagen, die Zeitung des Städtchens in ihrer ganzen Breite vor sich.

Und dann hatte er sich auf das Rauchen gelegt. Er hatte sich eine Pfeife angeschafft, die beinahe ebenso groß war wie er selber.

„Man schiebt reichlich lange aus,“ sagte er und sah mit seinem scheibenrunden Gesicht von der Zeitung auf. Die Pfeife steckte ihm im linken Mundwinkel.

„Man kann ja nicht von ihnen loskommen,“ stöhnte die Alte und sank in einen Stuhl. „Sie machen einen ja verrückt mit ihrem Gerede über den Mühlenhof.“

„Sind die Leute mit dem Gerede denn noch nicht fertig!“ sagte Thomsen überlegen. In seinem Herzen hoffte er, daß sie niemals damit fertig werden möchten.

„Hier ist ein guter Federwagen zum Verkauf angekündigt.“ Er schlug flott mit den Fingern auf die Rückseite der Zeitung. „Was meinst Du, sollte man hinfahren und sich ihn ansehen?“

„Es ist ja noch lange hin, bis wir Verwendung für einen Wagen haben werden, Manuel.“

Für einen Federwagen hat man immer Verwendung!

„Ja, wenn wir den Hof erst haben —“

„Man glaubt, daß man doch einmal hinfährt und ihn sich ansieht!“

„Ja, thue Du das, Manuel.“

Es verging kaum ein Tag, ohne daß Thomsen sich nicht irgend etwas „ansah“. Er kaufte selten etwas, denn es wurde ihm nach wie vor sauer, bares Geld herauszurücken. Er ließ sich aber das „Vorkaufsrecht“ geben, und damit erlernte er sich mit der Haltung eines Brandmajors. Er ließ sich Pferde vorkaben, besuchte Mähe und musterte Schweine und Schafe. Ja, er war